

nen Geschäften immer reell, auch wenn er merkt, daß sein Geschäftspartner nicht mit der Preislage vertraut ist. Wenn er ihn jetzt übervorteilen würde, würde sich das später rächen, indem sein heutiger Geschäftspartner dann nicht mehr bei ihm kaufen würde. So kann man sicher sein, bei einem Juden den richtigen Preis zu bezahlen.

*Es folgen weitere Betrachtungen, die sich aus einer Rassen-
theorie ableiten, welche den Anspruch auf Anständigkeit erhebt.*

Viele bewahren auch eine Sehnsucht nach dem relativen Wohlstand, zu dem der Nationalsozialismus geführt hatte. Aus den folgenden Erklärungen des Schlossers Hugo Lepert ergibt sich, daß nicht nur der russische Arbeiter sonderbare Vorstellungen vom Ausland hat:

Von Beruf bin ich Schlosser, geboren am 4. Februar 1890, Flüchtling von Ostpreußen, habe beide Weltkriege als Soldat mitgemacht.

Selbst gehörte ich keiner Partei an, bis 1922 war ich Sozialdemokrat. Aber auf Grund der persönlichen Erfahrungen trat ich aus der Partei mit dem Grundsatz aus, „nie wieder einer Partei beizutreten.“ Denn letzten Endes geht alles auf Kosten des Proleten (Arbeiters), damit etliche, wie die Herren Sekretäre, Abgeordneten und so weiter, ihre Posten und gutbezahlten Stellen halten können. So ist und war es einst, und wird es auch in aller Zukunft bleiben. Der bescheidene, anständige Mensch hat einst, bei Wilhelms Zeit und auch bei Hitler, in Deutschland anständig und gut, sowie billig gelebt. Von den Greueln und Morden, wie sie heute in den Zeitungen berichtet werden, haben wir nichts gewußt und gehört.

Glaube mit Bestimmtheit und vollster Überzeugung, daß in Deutschland, als wohl dem einzigen Land der Erde, der Arbeiter am besten gelebt hat. Als Beweis, daß jeder Deutsche eine Taschen- oder Armbanduhr trug. In den meisten Fällen bekam der Junge oder das Mädchel dieselbe schon zur Einsegnung, wenn sie aus der Schule kamen. Infolgedessen hatte auch jeder deutsche Soldat eine Uhr sowie Ringe, die sie aber alle, ganz gleich von welcher Nationalität, ob Russe, Engländer, Amerikaner, Franzose oder Belgier, selbst den Frauen und Kindern gestohlen haben. Denn die meisten kannten keine Uhren.

*Müller, Anthologie der deutschen Meinung,
Von denen, die begriffen haben. 1948*

Andere, die sich dem Nationalsozialismus mit dem Glauben und dem Edelmut der Jugend hingaben, mußten — entweder während des Krieges oder nach der Niederlage — allmählich begreifen, daß sie das Opfer eines scheußlichen Vertrauensmißbrauchs waren. Sie verleugnen nichts von dem, was sie in sich selbst für groß hielten. Aber sie erwachen aus Illusion und Lüge. Seitdem hat sich in ihrem Innern ein Drama abgespielt. Sie versuchen nicht, sich zu rechtfertigen, sie wollen die Wahrheit finden. Sie flüchten nicht in das Nachbeten mehr oder minder zugetragener Meinungen, sie durchforschen diese innere Erschütterung, um darin den Keim für ein neues Leben zu entdecken. Wir halten hier die zweifellos erschütterndsten und furchtbarsten der Zeugnisse fest, die uns zugegangen sind. Und wir scheuen uns nicht, sie ausführlich zu zitieren:

Marlise Müller ist ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren. Sie gibt nicht ihren Wohnort an. Müller ist vielleicht

*ein falscher Name. Das besagt aber gar nichts. Sie ist auf-
richtig. Sie ist zweifellos Legion zwischen Rhein und Neisse.
Zunächst gibt sie persönliche Erinnerungen wieder:*

Wir waren Achtzehnjährige. Eine Mädchenklasse. Stöße weißer Blätter lagen vor uns auf den Schulbänken, denn es war der erste Tag der Reifeprüfung. Der alte Professor, unser Klassenlehrer, sagt die Aufsatzthemen an. Er schreibt sie in großen Buchstaben an die Wandtafel. Zum Auswählen. Ein literarisches, eines aus der Welt der Frau, ein politisches. An dieses letztere habe ich oft während der vergangenen Jahre gedacht. Und ich merke mit der Zeit, daß meine damalige Arbeit in Wirklichkeit ein „Ungenügend“ verdient hätte. Doch auf dem Ministerium waren sie anderer Ansicht.

Das Thema lautete so: „Mit welchem Recht kann man den Krieg einen Lehrmeister nennen?“ Heute sagt mir die Formulierung dieses einzigen Satzes mehr über meinen damaligen Professor, als die unzähligen Vorträge, die ich während zweier Jahre von ihm hörte. Die Richtlinien für die aufzustellenden Themen hatte er ja wohl vom Unterrichtsministerium bekommen. Und ein politisch-militärisches mußte natürlich auch dabei sein. Aber baute er dieses nicht, unsagbar klug, in Form einer Frage vor uns auf? Ich meine heute, er mußte geradezu auf negative Antworten von uns gelauert haben. Doch abgesehen davon, daß uns eine die Frage ablehnende Behandlung überhaupt nicht in den Sinn kam — sie wäre uns geradezu grotesk erschienen — wir hätten nie gewagt, in der Abiturarbeit der „öffentlichen Meinung“ zu widersprechen.

Vielleicht muß auch gesagt werden, daß keine einzige meiner Mitschülerinnen das Zitat aus dem „Prinz von Homburg“ wählte, ein Viertel bearbeitete das hauswirtschaftliche Thema, und dreiviertel entschieden sich für den Krieg. Ich auch.

Übrigens geschah dies im Jahre 1942.

Die Ausführungen, die wir in unseren Arbeiten machten, waren sich in den Grundzügen sehr ähnlich. Oh, wir waren gut geschult, und das völkische Weltbild, das Unterrichtsziel der damaligen Schule, begann sich bei uns abzurunden. Wir waren ja auch im Begriff, das Zeugnis unserer Reife zu erhalten. Ich lächle heute fast darüber. Was man damals doch mit Reife bezeichnete! Es war ja so leicht, sich für reif, gebildet, ausgebildet zu halten. Unser Denken war klar ausgerichtet, wurde in vorgeschriebenen Bahnen gehalten, und wenn ein Gedanke einmal vorwitzige Seitensprünge machen, eigene Wege gehen wollte, wurde er schroff zurückgerufen mit dem Worte, das als Plakat über vielen Schultüren hing: „Der Führer hat immer recht.“ Die Tugend, die uns als eine sehr hohe und schwere gelehrt und gepriesen wurde, war ja eigentlich leicht und bequem: Gehorsam. Völlige Unterordnung unter den Willen des anerkannten Führers. Das war alles, was zu lernen war. Er dachte für uns und handelte für uns, wir waren die leitbare Masse, die reif war, wenn sie den Eigensinn der Kinderjahre abgelegt hatte. Und so erkannten wir im Jahre 1942 den Krieg nicht als furchtbare Geißel der Menschheit, wir sahen vielmehr, mit den Augen des alten Cato, in ihm den Vater aller Dinge. Und vollends, da ihn uns der Führer selbst in endlosen Reden und Tagesbefeh-

len als Notwendigkeit und einzigen Weg zur besseren Zukunft vorgestellt hatte, eiferten wir, in schwungvollen Sätzen den Krieg als Lehrer alles Großen, Edlen, Erhabenen, Starken, Gewaltigen, Tapferen darzustellen.

Was wußten wir schon von der Wirklichkeit! Wir hatten mit unbändigem Stolz den Vormarsch unserer Truppen in den Ländern Europas verfolgt — am Rundfunk — auf der Karte. Wir hatten jubelnd die neuen, zündenden Marschlieder gesungen. Wir nahmen die Berichte der Propagandakompanien in uns auf. Wir sahen in den Filmtheatern die deutsche Wochenschau. Wir tanzten mit den Männern der Flakbatterien vom Stadtrand. Wir stürmten die an die Front fahrenden Züge und warfen den Feldgrauen Blumen und Gebäck in die Wagen. Wir schrieben unbekanntem Soldaten Feldpostbriefe. Wir strickten Wollsachen und opferten unsere Schier. Wir machten Besuche in den Lazaretten. O ja, wir taten sehr vieles und glaubten uns recht gut auszukennen in der Welt. Aber die ganze Wahrheit über das Wesen des Krieges erfuhren wir dabei nie. Denn die jungen Männer, die mit uns befreundet waren, sprachen nicht gerne zu uns von draußen. Wir spürten gut, gerade durch ihr Schweigen, welche Nöte an der Front zu durchstehen waren, aber wir nahmen dieses Schweigen auch als Ritterlichkeit des Mannes, der das Mädchen nicht mit Unangenehmem belasten will, und setzten diese Erscheinungen unbekümmert auf das Konto des Krieges als Lehrmeister. So oberflächlich waren wir — auch in den Sätzen, die wir an jenem Prüfungstage zu Papier brachten, und die unsere geistige Reife bezeu-

gen sollten. Es war aber alles eigentlich nur ein Kommentar zu den Reden des Führers und eine Rechtfertigung des Völkermordes. Wir sprachen von Volksgemeinschaft und Kameradschaft, von Einfachheit und Sparsamkeit in der Lebensführung, von Opfersinn und Tapferkeit und sämtlichen männlichen Tugenden, die erst im Kampf in Erscheinung treten sollen. Wir zogen kühne Parallelen zu allen erreichbaren Jahrhunderten, in denen große kriegerische Taten zu verzeichnen waren, und Schlüsse und Erkenntnisse aus der Rassenkunde übertrugen wir verwegen auf die kriegerische Auseinandersetzung der Gegenwart. Wir schrieben uns in eine glühende Begeisterung hinein in diesen fünf Stunden, die uns als Arbeitszeit zugebilligt waren, und Worte über die Tapferkeit der Herzen an der Front und in der Heimat, über die Größe der Zeit und ihren erhabenen Lehrmeister flossen uns wie von selbst aus der Feder. Wir zeigten in diesen fünf Stunden, daß wir all die Jahre hindurch gut aufgemerkt und gelernt hatten und daß uns die Schule unbesorgt in die nun auf uns wartenden neuen Organisationen und Einheiten entlassen konnte. Wir waren reif dazu.

Die stille Hoffnung unseres alten Lehrers hatte nicht eine einzige von uns erfüllt.

Der Krieg als Lehrmeister — noch heute ist er es. Und wir haben alle gelernt. Die eine, als ihr der Bruder an der Front fiel, die andere, als ihr die Geschosse Dach und Habe raubten, die Dritte, als sie sich von ihrem Verlobten trennen mußte, weil er als junger SS-Mann und Schwerversehrter keinen Weg in die Zukunft schaffen konnte, die anderen, als sie aus der Heimat gewiesen wurden, als sie ihr Studium abbre-

chen mußten, um Geld zu verdienen, als ihnen der Gatte in der Gefangenschaft starb.

Gründe, tausend Gründe, um den unseligen Krieg zu verfluchen und — um einen neuen, anderen Abituraufsatz zu schreiben. Die Trümmer der Städte, die Tränen der Einsamen, die Wunden der Krüppel, die hoffnungslosen Gestalten der Ausgewiesenen, die Gräber auf den Schlachtfeldern — klagen an! Schreien nach dem Gewissen der Welt und lehren, lehren unaufhörlich das eine, kurze Wort: Nie wieder Krieg! Es liegen vor mir weiße, kraus beschriebene Blätter. Konzeptpapier vom Abituraufsatz 1942. Mühsam entziffere ich die rasch hingeworfenen Stichworte und Bemerkungen, staune und frage: Ist das wirklich meine eigene Arbeit? So sehr bin ich also anders geworden, so, daß ich mich im Spiegel meiner Worte nicht mehr erkenne. Alle tönenden Redewendungen, die so prächtig klangen, hielten der Wahrheit nicht stand, verblaßten und zerbrachen wie das Reich.

Es ist ein wenig Rührung dabei, wie ich die alten Blätter umwende und wieder zusammenfalte. Ja, wir haben's gut gemeint damals, wir Mädels, aber wir waren zu unselbständig und fraglos jedem ergeben, der uns zu begeistern wußte. Wenn aber ein Baum an der Wurzel faul ist, dann festigen ihn auch die lichten Sprosse in der Krone nicht mehr. Und wenn der Baum umstürzt, und die jungen, schwanken Zweige sind noch nicht so weit, daß sie den reifen Samen über die Erde streuen können, dann bleibt nichts von ihnen zurück, sie vermodern wie Stamm und Stock.

Es quält mich oft, daß wir Jungen innerhalb kurzer Zeit unsere Ansichten so grundlegend ändern müssen.

Wer mag da noch zu uns Vertrauen haben, — haben wir es ja oft selbst nicht mehr zu uns. Wir waren lange treu — dem Führer, und als dieser uns verließ — seinem Gedankengut. Wir haben alles freiwillig aufgegeben. Wahrscheinlich können nur wenige die Schwere dieser unserer Entscheidung richtig schätzen. Wir können eine gerechte Beurteilung unserer Lage auch nicht von den Vielen verlangen. Aber man sollte uns glauben, daß wir unsere Ansichten nicht nach jeweiligem Bedarf wechseln, sondern nur nach reiflicher, kritischer Besinnung und nach dem Erkennen der vollen Wahrheit. Denn nun sind wir vorsichtig geworden. Und was wir früher nie zu tun wagten, tun wir heute im Übermaß: forschen, untersuchen, kritisieren.

Viele halten uns heute für eine verlorene Schar. Untüchtig zu jeder verantwortungsvollen Aufgabe. Verkappte Nazis, Hitlerjungen, Hitlermädchen, die der Krieg vollends verdorben hat.

Wir können nicht widersprechen. Wir können auch nicht beweisen, wie sehr uns der Krieg geformt und was er uns gelehrt hat. Denn wer sollte auch gerade uns, der früheren Hitlerjugend, Glauben schenken?

Und doch haben wir, trotz aller Lüge um uns her, uns noch einen Rest Ehrlichkeit bewahrt. Denn dies ist das Wichtigste, was uns der Krieg gelehrt hat: Was nicht auf Wahrheit gegründet ist, zerbricht.

Wir aber wollen leben.

Dann wendet sich Marlise Müller von den persönlichen Erinnerungen ab und spricht zu ihren früheren Kameraden, mit einer klaren Aufrichtigkeit, die manchmal erschütternd ist:

Einmal bauten sie eine Mauer ums Reich. Gleich

blind gefügten Steinen stellten sie die Jugend des Volkes auf, zeigten der Welt ihre fröhlichen Gesichter und verbargen hinter diesem Wall aus Kraft und Anmut — das andere. Die Welt durchschaute die Fassade — die Jungen erfüllten weiterhin ahnungslos, sich hingebend und vertrauend auf das Recht der Sache und die Gerechtigkeit der Führenden und die Richtigkeit ihrer gehorsamen Gefolgschaft, den ihrer selbst unwürdigen Auftrag: Mauer zu sein, dahinter das Verbrechen schwelte.

Du, Hitlerjunge, und du, Mädels vom BdM., habt ihr euch das einmal ganz klar gemacht?

Übrigens, wo seid ihr denn eigentlich heute? Das, was viele höhnisch behaupten, wenn sie, verallgemeinernd, in euch nur noch Schwarzhändler und Straßenmädchen sehen, ist doch — muß doch üble Verleumdung und Übertreibung sein. Aber — wo steht ihr nun heute wirklich?

Vielleicht überfallen euch des abends die Fragen zu Tausenden — und entgleiten euch wieder so rasch wie sie euch angesprungen haben. Eine aber wird immer zurückkehren, und etliche von euch werden vielleicht ihr ganzes Leben lang an einer gültigen Antwort rätseln. Und werden nicht zufrieden sein mit dem Worte „Amnestie“, das den meisten zur Herstellung des inneren Gleichgewichts genügt. Die Frage heißt: Haben wir nun eigentlich eine Schuld?

Zu viele versuchen heute zu verurteilen und freizusprechen. Wir richten nicht uns und nicht andere. Wir stellen fest.

Zuerst, daß wir keinen glatten und selbstverständlichen Strich unter die Vergangenheit ziehen können.

Die Älteren, die Alten, bekommen glänzende Augen, wenn sie von ihrer Jugendzeit vor 50, 70, 80 Jahren erzählen. Wir haben erst wenige Jahre Abstand von 1945 und der Zeit davor, aber der Abstand wächst mit jeder Stunde. Auch wir werden einmal blanke Augen haben, wenn wir von unserer Jugend sprechen. Unsere ganze Kinder- und Jugendzeit aber ist untrennbar verknüpft mit dem Namen des Dritten Reiches. Wir können unsere Erinnerungen nicht wie ein Bild aus dem Rahmen, der Nationalsozialismus heißt, heraus schneiden. Er gehörte zu uns, und wir fanden dies natürlich. Er hat sich unser klug bemächtigt und schenkte das, was ein junger Mensch sich wünscht.

Es gibt keinen anderen Weg, um von ihm endgültig freizukommen, als sich mit aller Schärfe einzuprägen, daß alles das, was uns gefiel, nur Äußerlichkeit, Menschenfang war.

Die Glieder greifen ineinander: Um uns zu gewinnen, sammelte man uns bei Sport und Spiel, Musik und Tanz, man zeigte uns Filme, Theaterstücke und auf den Fahrten die deutsche Heimat. Um aber die Welt zu gewinnen, zeigte man der Welt — uns. Schaustücke, Kulissen, Fassaden. Wir waren dazu bestimmt, das große Ablenkungsmanöver gelingen zu lassen — abzulenken von den Grausamkeiten, die hinter unseren lebendigen Mauern geschahen. Zu beneiden die heutigen Buben und Mädels, die rasch und bedenkenlos und selbstverständlich das Heute leben. Sagte eine Dreizehnjährige: Ich möchte den Hitler in tausend Fetzen reißen! Sie malte diese Exekution in farbigen Bildern minutenlang aus. Wir, die wir ungefähr zehn Jahre älter sind, können nicht mehr — oder

noch nicht — so urteilen. Die Wurzeln unseres Denkens und Fühlens gründen in diesen für uns so sorglosen, aber tausendfach verfluchten zwölf Jahren. Wir kamen vielleicht gar nicht so sehr gerne in den Dienst. Der Zwang paßte uns nicht. Aber es kam sicher eine Stunde, die uns änderte und wandelte, in der wir ein „Opfer des Nationalsozialismus“ wurden. Nein, man sollte dieses Wort nicht sarkastisch gebrauchen, zu viel Blut der wahren Opfer ist geflossen — während wir als Mauer alles verdeckten. Doch die Stunde, die uns zu Getreuen machte, trat an uns heran. Es mag eine nächtliche Feier am flammenden Holzstoß gewesen sein, ein Ring junger Menschen um das Feuer, und eine leise rauschende Fahne; es mag ein Gedicht oder ein Lied gewesen sein, das zu uns sprach, das Begeistern weckte. Es mögen im Geschichtsunterricht die ständig gezogenen Parallelen zwischen großer Vergangenheit und großer Gegenwart gewesen sein, oder bei einem Aufmarsch die Rhythmen unserer vorwärtsdrängenden Bewegungen. Und wir ahnten nicht, daß der Trommeln Grollen, der Schrei der Hörner und Fanfaren die Klage der Verfemten und Verfolgten unterdrücken mußte. Andere Zeiten kamen. „Er“ selber inspirierte es uns am 1. September 1939: „... die deutsche Jugend aber wird strahlenden Herzens ... usw.“ Andere Zeiten kamen. Die alten Kämpfer, die vitalen Heil-Rufer, wurden stiller. Die Schrecken des Fronteinsatzes ließen sie vorsichtiger werden. In dem Maße, wie die Aussicht, den Krieg zu gewinnen, geringer wurde, nahm die Besonnenheit der „Klugen“ zu. Als es nichts mehr zu gewinnen und zu genießen gab, verließen sie eilig die zuvor angebetete Fahne.

Aber da war es die Jugend, die Verteidigungsgräben aushob und mit Panzerfäusten bis zum letzten kämpfte. Und es war die Jugend, die die stürzenden Gestirne stützen wollte und der es wahrstes Bekenntnis war: „Wenn alle untreu werden — so bleiben wir doch treu.“

Es war die Jugend, die nicht meineidig werden wollte, auch wenn sie langsam die Schuld und das Verbrechen der Führer begriff. Es war die Jugend, die das Wort Treue so heilig und ernst nahm, daß sie auch dann noch zu ihren Führern stand, als diese schon im Begriff waren, sich durch Selbstmord jeder Verantwortung zu entziehen.

Dann freilich war es die furchtbarste Enttäuschung der deutschen Jugend, als sie erfuhr, daß sie selbst von ihrem Führer in der Stunde der größten Not verlassen und verraten worden war. Daß ihre Liebe, ihre Treue, ihr Glaube Unwürdigen gehört hatte. Da zerbrach alles.

Es ist und bleibt alles Wahrheit und Tatsache, daß es die deutsche Jugend war, die am stärksten und bis zuletzt zu Adolf Hitler stand. Diese Wahrheit kann niemand verschönern und beschönigen.

Wenn es diese Tatsache ist, nach welcher die Welt urteilt und verurteilt, dann muß sie uns schuldig sprechen. Zu unserer Entschuldigung aber haben wir als machtvollen Verteidiger wiederum die Wahrheit. War nicht unser Denken und Handeln sauber und lauter, als wir unter die Fahne traten? Könnte uns die Welt im Ernst für so verworfen und pervers denkend halten, daß sie glauben könnte, wir alle hätten einem Manne solch unbedingte Gefolgschaftstreue geleistet,

wenn wir von ihm gewußt hätten, daß er ein Verbrecher ist? Wenn wir von ihm gewußt hätten, daß er uns alle einmal, auch seine Jugend, mit leichten Worten abtun könnte, so wie er sie in seinen letzten Tagen gebrauchte: „Die Überlebenden dieses Krieges sind ja doch nur die Minderwertigen, die Guten sind an der Front gefallen!“ Welch ein Gegensatz zu seiner Sprache sechs Jahre zuvor.

Viele traurige Wahrheiten aus den Tagen des Dritten Reiches sind heute enthüllt. Damals aber waren sie uns unsicher und verborgen.

Es muß jedoch auch einmal von uns selbst die reine Wahrheit gesagt werden. Ich habe so geschrieben, wie meine Freunde und ich selbst fühlen und denken. Viele von euch werden mir widersprechen, weil sie anderes erfahren und erlebt haben. Aber was ich euch gesagt habe, bekenne ich euch als meine Wahrheit. So mögen nun die anderen über uns urteilen.

Aus der Leere der gleichen Beklemmung spricht der folgende Appell eines anonymen Kriegsgefangenen aus dem Centre von Saint-Denis in einem noch härteren Ton:

Wie ein Mensch, der, einen Abhang hinunterstürzend, plötzlich ins Freie fällt und weiß, daß er in wenigen Sekunden zerschellt in der Talsohle liegen wird, noch einen Verzweiflungsschrei ausstößt, wie aber auch in der tiefsten Verzweiflung noch Leben und darum Hoffnung ist, will ich hier für Menschen meiner Generation sprechen, Menschen, die mit mir aufgewachsen sind, die wie ich gedacht und gehandelt haben und endlich nun auch dort angelangt sind, wo die suchenden Füße keinen Halt mehr finden und der Sturz in den Abgrund unvermeidlich ist.

Eigentlich muß ich schweigen. „Er hat das Recht zum Sprechen verloren! Sieh da, ein Nazi, der noch bis in den Mai 1945 hinein für seine verrückte Idee gekämpft hat! Ein Verbrecher! Ein tiefst Schuldiger! Ein Aussätziger, den man austreiben muß aus der Gemeinschaft der Gesunden! Zwischen dem und uns gibt es keine Gemeinschaft!“ So sagen die einen. Die anderen: „Diese Generation von 1910 bis 1920 ist ein für allemal verdorben. Man kann mit ihr nichts mehr anfangen. Am besten schon, sie kommt hinter den Stacheldraht. Fort mit ihr! Nur noch bei den Allereinsten können wir anfangen.“

Ach, diese Generation des deutschen Volkes von 1910 bis 1920 . . . Wer kennt sie denn in der Welt dort draußen wirklich? Wer wollte ihr je gerecht werden? Warum haben sich so wenige geregt, um über die Grenzen hinweg die ausgestreckten Hände zu ergreifen, als es noch an der Zeit war. Als wir alle nur eins und das aus inbrünstigem Herzen wollten: Frieden! Frieden! Frieden!?

Man ließ uns ganz allein.

Dann war es zu spät.

In Sorge und Angst des ersten Weltkrieges wuchsen wir auf. Die große Unruhe unserer Väter und unserer Mütter und ihre entsetzliche Lebensangst ist uns ins Blut gesenkt.

Ein kurzer, heller Schimmer nur liegt über den wenigen Jugendjahren unseres einzigen Glücks.

Schulbuben waren wir, als die Inflation kam und ganze Schichten der bürgerlichen Welt zusammenbrachen. Zu einer Zeit, da die Jugend anderer Völker ihre Knabenjahre in Spiel und Freiheit erlebte, jagten wir